

WENN FRAUEN EIER LEGEN



FRANZ JOSEFS KAI 3

Sie ist die Entdeckung des Kunstfrühlings: Erstmals zeigt eine Ausstellung in Wien umfassend das Werk der Filmemacherin Barbara Hammer. In ihrem facettenreichen Werk erfand diese das queer-feministische Kino mit, konterkarierte die männliche Geschichtsschreibung und lieferte Wesentliches zu Medienkritik sowie den Themen Alter und Tod.

NINA SCHEDLMAYER

BARBARA HAMMER

Die weißhaarige Frau stellt sich als New Yorker Filmemacherin vor. „Ich habe über 100 Filme gemacht.“ Ihre Stimme ist gebrochen. Sie hat bereits 100 Chemotherapien hinter sich, erzählt sie. „Ich werde an Krebs sterben. Bitte lasst mich entscheiden, wann.“

Der Clip, der für eine Initiative zur Sterbehilfe gedreht wurde, rührt an Herz und Nieren. Seine Darstellerin heißt Barbara Hammer, eine 1939 in Hollywood geborene Künstlerin und Experimentalfilmerin; bis zu ihrem Tod 2019 setzte sie sich für Bürgerrechte und eine bessere Gesellschaft ein. Mehrmals zeigte sie ihre Arbeiten an der Whitney Biennale, ebenso waren sie in der Tate Modern in London, im MoMA, New York, sowie im Pariser Jeu de Paume zu sehen. In Wien ist sie bis dato eher in Expertenkreisen bekannt; 2018 widmete ihr das Filmmuseum eine Retrospektive.

Nun holte Kuratorin Fiona Liewehr das Werk der queer-feministischen Künstlerin nach Wien und zeigt es unter dem Titel „Barbara Hammer. Women I love“ im Ausstellungsraum Franz Josefs Kai 3. „In den vergangenen Jahren stieg auch in Europa das Interesse an Hammer, allerdings war sie eher in Filmretrospektiven zu sehen, nicht so häufig im Kontext der bildenden Kunst“, erzählt Liewehr, die die Schau ohne institutionellen Background und auf eigene Faust organisiert. Sie selbst kannte Hammer schon lange. „In Berlin sah ich ihre Arbeiten einmal in der Galerie KOW, die seit 2011 mit ihr arbeitete und dazu beiträgt, dass sie im Kunstkontext besser verankert ist. Sie ist ja keine reine Filmemacherin, es gibt auch viele Collagen und Fotografien von ihr.“ Diese zeigt Liewehr ebenfalls in der Ausstellung.

Hammers Werk umreißt nicht nur rund fünf Jahrzehnte Filmemachen, sondern spiegelt eben auch fünf Jahrzehnte einer gesellschaftlichen und persönlichen Entwicklung – von ihren frühen Inszenierungen lesbischen Lebens über strukturalistische und medienkritische Arbeiten, etwa zu Aids, bis hin zu späteren Filmen, in denen sie Gegenbilder zur heterosexuell-männlich dominierten Geschichtsschreibung entwirft und sich mit ihrer Krebserkrankung auseinandersetzt.

Hammers Arbeiten sind ebenso witzig wie berührend: So lässt sie in einem frühen Film, „Menses“ (1974), eine Gruppe nackter Frauen in einer Landschaft Eier legen, Blut trinken, zu psychodelischen Orgeltönen tanzen. Doch dann erzählt eine Frauenstimme: „Als ich erstmals menstruierte, wusste ich nicht, was geschah – ich dachte,

ich müsste sterben.“ Frühe Filme wie dieser liefern Entwürfe für lustvolle Lebensformen jenseits der traditionellen Vater-Mutter-Kind-Familie. Häufig geht es dabei auch um das Sensitive, um die Körper selbst – etwa wenn Kameras langsam über Beine, Vulven, Brüste, Gesichter streichen, ähnlich wie in Yoko Onos „Fly“ (1971) oder später in Pipilotti Rists „Pickelporno“ (1992). Diese Auseinandersetzung führte allerdings zu eindimensionalen Zuschreibungen, wie Kuratorin Liewehr erklärt: „In den 1980er-Jahren, als Barbara Hammer nach New York kam, wurde sie von der Kritik häufig nicht ernst genommen. Es hieß, dass sich ihre Arbeit bloß um Frau und Natur drehe.“

Dass dem bei Weitem nicht so ist, zeigt sich schon bei bloß oberflächlicher Betrachtung. Arbeiten der 1980er-Jahre reflektieren den Umgang mit Aids, wo die Angst vor der tödlichen Krankheit auf latente Homophobie traf. „Snow Job: The Media Hysteria of Aids“ (1986) legt gesprochene Zitate aus Medien über Headlines aus Zeitungen – etwa: „Bestatter weigern sich, Aidsstote einzubalsamieren.“ Die Zerbrechlichkeit des Körpers interessierte Hammer schon lange vor ihrer eigenen Erkrankung. In einem ihrer beeindruckendsten Filme, „Sanctus“ von 1990, amalgamierte sie bewegte Röntgenaufnahmen mit dramatischen Farbeffekten und einem soghaften Soundtrack zu einem eindrucksvollen Bilderbogen. Und in „A Horse Is Not A Metaphor“ koppelte sie 2008 Aufnahmen von sich selbst im Krankenbett mit solchen von Pferden – ein beeindruckendes Plädoyer für das Leben, gerade vor dem Hintergrund von dessen Hinfälligkeit. Angesichts der in vielen Ländern nach wie vor unbefriedigenden Situation der Sterbehilfe erweisen sich diese Arbeiten von Barbara Hammer als besonders relevant. Doch auch abseits davon bestechen sie durch ihr Engagement sowie ihren thematischen und formalen Facettenreichtum.

**BARBARA HAMMER
WOMAN I LOVE**

bis 2. Mai 2021

FRANZ JOSEFS KAI 3 | 1010 WIEN
WWW.FRANZJOSEFSKAI3.COM